Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 16. Posen, den 16. April. 1882.

Erloschene Sterne.

Eine Erzählung aus dem Leben
von
B. W. Zell.

I.

Es war ein blüthenduftiger Maientag.

Auch in das zierliche Blumengärtchen, welches sich seitwärts an das freundliche Haus in der Vorstadt draußen anschloß, war der Frühling mit all seinem Zauber eingezogen. Wie farbenprächtig war das Bild, welches sich dem Auge hier bot! Bunt durcheinander blühten da auf den geschmackvoll angelegten Beeten Maiglöckchen, Crocus und Tulpen, dicht daneben lugten die Veilchen aus dem dunklen Grün hervor, schüchtern zu den leuchtenden Tazetten und Päonien emporschauend, und umgeben war das Ganze von blühenden Flieder- und Mandelsträuchern. Die dichten Weinranken, welche die Giebelseite des Hauses und die mitten im Gärtchen stehende Laube umzogen, hatten zwar noch keine Blätter, doch ihre Knospen schwollen mächtig an und der erste Mairegen mußte sie öffnen. Ueber dem reizenden Stückchen Erde lag der Frühlingssonnenschein, in den duftenden Gebüschen sangen die Vögel — wahrlich, wer hier eintrat, dem ging das Herz weit auf und er hätte mit den gefiederten Sängern jubiliren mögen zum Lobe des Schöpfers.

Und dennoch — das junge Mädchen mit dem goldblonden Haar, das sinnend da drinnen in der Laube saß, sah gar nicht frühlingsfrisch und frühlingsfreudig aus. Wohl schweiften ihre Blicke über die Blumen zu ihren Füßen hin, wohl erhoben sie sich zum blauen Himmel — aber man sah es diesen träumenden Augen an, daß sie all die Herrlichkeit gar nicht schauten. Auf der hohen Stirn lag ein düsterer Schatten und manchmal fuhr sie mit der schmalen, weißen Hand darüber hin, als wolle sie ihn verscheuchen — vergebens, es gelang ihr nicht.

Jetzt tönten Schritte, sie näherten sich dem Gärtchen und über das Gesicht des jungen Mädchens zuckte es; der leise, schleichende Tritt mußte ihr bekannt und der Nahende nicht willkommen sein, denn sie erhob sich, um eilig die Laube zu verlassen. Doch zu spät — schon öffnete sich die Gartenthür und in derselben erschien ein Herr, der suchend emporblickte und als er die junge Dame erblickte, mit einem frohen Lächeln auf sie zuschritt.

„Dacht ich's doch, daß ich Sie hier treffen würde! Mein Ahnungsvermögen, welches nie trügt, ist mir zuweilen ordentlich unheimlich, in diesem speziellen Falle jedoch bin ich demselben sehr dankbar. Ich grüße Sie, liebe Klara!" Damit ergriff er die Hand der Angeredeten und führte sie vertraulich an seine Lippen.

Diese hatte sich stumm und kalt verbeugt; einen Augenblick schien es, als wolle sie ihm ihre Hand entziehen, dann aber überließ sie ihm dieselbe, während ein heißes Roth ihr Gesicht überflog.

„Herr Nadwitz", sagte sie jetzt sehr bestimmt, „ich verbitte mir in Zukunft ganz entschieden diese Art von Begrüßungsform. Sie wissen sehr wohl, daß ich Ihnen keinerlei Vertraulichkeiten gestatte und Sie erzürnen mich ernstlich, wenn es noch einmal geschieht."

„Aber Klara", entgegnete der Andere, erstaunt einen Schritt zurücktretend, „in welcher Laune finde ich Sie heute einmal wieder! Sie werden Ihrem Verlobten doch wohl eine Galanterie gestatten, die unter Gebildeten selbst ein Fremder üben darf und ich muß Ihnen offen sagen, daß Ihre übertriebene Zurückhaltung nachgerade beleidigend für mich wird. Statt daß sich unser Verhältniß, welches ja die Zustimmung Ihrer Eltern hat, mit der Zeit inniger gestalten sollte, thun Sie Alles, um es als nicht bestehend darzustellen. Wie lange sollen wir Ihrer Meinung nach denn noch unser Verlöbniß als strenges Geheimniß bewahren, wann endlich soll ich Sie vor aller Welt die Meine nennen?"

Sie richtete sich stolz auf.

„Vorwürfe, mein Herr? Sie werden sich erinnern, daß, als ich Ihnen auf Wunsch meiner Eltern ohne Liebe meine Hand zusagte, ich dies nur unter der Bedingung that, von Ihnen in keiner Weise beschränkt zu werden, bis ich einst selbst den Tag unserer öffentlichen Verlobung bestimmen würde. Ich hoffte, Sie vielleicht lieben zu lernen — da dies jedoch bisher noch nicht geschehen, so dürfte jener Tag auch noch sehr fern sein, und mögen Sie nicht warten — nun, so brechen Sie doch den Bann!"

Sein Gesicht war, während sie sprach, immer düsterer und düsterer geworden und in seinen Augen lag ein tiefer Schmerz, als er sie jetzt zu ihr aufschlug.

„Ja, brechen Sie den Bann! Wohl weiß ich, daß Sie es mir danken würden — aber ich kann nicht, ich liebe Sie zu tief und innig, ich könnte nicht leben ohne Sie! Also noch immer bin ich Ihnen gleichgültig? All die Beweise meiner treuen Liebe haben Ihr kaltes Herz nicht zu erwärmen vermocht?"

„Nein!" sagte sie hart. „Wären Sie mir nur gleichgiltig, ich hätte schon längst, auf Liebesglück Verzicht leistend, die Wünsche meiner Eltern erfüllt und Ihnen meine Hand gereicht. Aber das Gefühl, das mir im Herzen sitzt und gegen Sie spricht, es ist nicht Gleichgiltigkeit, es ist — doch, erlassen Sie mir, es Ihnen zu nennen."

„Klara", sagte er langsam und schwer, „Klara, nennt es sich Haß?"

Sie wendete sich ab.

Der kräftige Mann bebte, als hätte ihn ein Schlag getroffen.

„Und was hat diesen Haß hervorgerufen?" fragte er leise.

Klara bückte sich nieder, um ein Veilchen zu pflücken, sie antwortete nicht.

Er trat näher an sie heran und blickte flehend in ihr Gesicht.

„Darf ich nicht einmal Antwort fordern, Klara?"

Jetzt drehte sie sich zu ihm herum und zeigte ihm ihr erregtes Antlitz, ihre sprühenden Augen.

„Ja, Sie sollen Antwort haben. Warum ich Sie hasse? Ich weiß es nicht zu motiviren; Haß ist ebenso unergründlich wie die Liebe, aber es ist nun einmal so und ich gebe Ihnen die feste Versicherung, daß es nie anders werden wird. Ich habe genug mit mir gekämpft, ich habe gerungen mit meinem Herzen, ihm diesen Haß zu nehmen — vergebens! Wollen

Sie mich mit diesen Gefühlen an sich ketten, mich für die Lebenszeit namenlos unglücklich machen? Wenn Sie erbärmlich genug sind, um dies zu verlangen, so — will — so werde ich mein Wort Ihnen halten!"

In furchtbarer Spannung wartete sie auf Antwort, wartete sie auf das Wort, das ihr die ersehnte Freiheit wiedergeben sollte, aber er sprach es nicht. Statt dessen ergriff er ihre Hände und in seinen Augen schimmerte es, als ob Thränen darin seien.

Verächtlich blickte sie ihn an.

„Feig und — grausam, ich wußte es!" murmelte sie mit aufeinander gepreßten Zähnen.

„O", bat er jetzt, „verachten Sie mich nicht um meiner Schwäche willen, aber Sie ahnen nicht, wie ich Sie liebe, ich kann Sie nicht lassen. Versuchen Sie es noch eine Zeit lang, vielleicht wird's doch noch gut!"

„Ja, ja", rief sie heftig, „vielleicht wird's gut! Verlassen Sie mich jetzt, aber vergessen Sie bei Ihrem Wiederkommen nicht, daß ich zwar die Fessel weiter schleppen will, wir jedoch, ob allein, ob vor Andern, bis zu unserer Verlobung Fremde für einander sind. Adieu, mein Herr!"

Ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen, ging sie in die Laube zurück, setzte sich wieder auf den vorher innegehabten Platz und stützte das Haupt wie verzweifelnd in beide Hände.

Nadwitz stand noch einige Sekunden wie vernichtet, dann aber verließ er ohne Wort und Gruß den Garten.

Als er fort war, blickte das junge Mädchen scheu um sich, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich jetzt allein sei. Mit Anstrengung hatte sie bisher die Thränen zurückgehalten und ein konvulsivisches Weinen erschütterte jetzt ihren Körper. Lange, lange weinte sie — erleichterte doch der Thränenstrom das bis zum Zerspringen volle Herz.

So mochte sie eine geraume Weile gesessen haben — in ihrem Schmerz hatte sie kein Maß für die Zeit — da tönten wiederum Schritte zu ihr herüber. Sollte Nadwitz zurückkehren? Nein, dieser feste, schnelle Tritt — er gehörte nicht ihm. Wenn nur kein Fremder sie in dieser Situation überraschte. Schnell trocknete sie die Thränen, griff dann zu dem bekannten Damenmittel, um deren Spuren möglichst schnell zu verwischen, d. h., sie hauchte auf ihr Taschentuch und drückte es wiederholt gegen die Augen, worauf sie langsam aus der Laube trat. Forschend blickte sie um sich — richtig, da stand wirklich ein Fremder und schaute über die niedere Gartenhecke neugierig zu ihr herüber. Und wie fatal — er mußte vorher ihr Weinen und jetzt das kleine Manöver, die Thränenspuren zu vertilgen, gesehen haben, denn ein leises Lächeln kräuselte seine Lippen, als er jetzt höflichst grüßend fragte:

„Verzeihung, mein Fräulein — können Sie mir vielleicht Auskunft geben, wo ich den Besitzer dieses Hauses, Herrn Rödicke, finde?"

Erstaunt blickte ihn die junge Dame an.

„Meinen Papa? Nun, den finden Sie jedenfalls vorn im Hause, sobald sie in das der Hausthüre zunächst gelegene Zimmer treten."

Der Fremde mußte das Staunen Klara's begreiflich finden, denn es erschien allerdings sonderbar, daß er durch das Haus hindurch gegangen war, ohne einzutreten, was doch sehr nahe lag, wenn er Herrn Rödicke sprechen wollte, daß er dann den großen Hof überschritten, um nun hier erst im Garten nach dem Gesuchten zu fragen. Er fühlte, dieser Umweg bedürfe einer Erklärung und sich artig verbeugend, sagte er daher:

„Ah, ich habe also die Ehre, Fräulein Rödicke vor mir zu sehen und gestehe offen, daß ich diese angenehme Bekanntschaft nur meiner Liebe zu den Blumen verdanke. Beim Eintritt in das Haus sah ich durch die offene Hofthür dies reizende Gärtchen mit seiner farbenreichen Pracht und konnte dem Verlangen nicht widerstehen, einen Blick hineinzuwerfen. Hätte ich geahnt, daß ich Sie stören würde, wäre ich natürlich nicht gekommen."

„O", entgegnete Klara verwirrt, „Sie störten durchaus nicht. Doch, da kommt mein Papa selbst in den Hof, soll ich vielleicht —"

„Ich eile, ihn zu sprechen. Ergebener Diener, mein Fräulein." Und während er eilig über den Hof schritt, dem alten Herrn entgegen, murmelte er:

„Wie Niobe, ganz in Thränen gebadet! Schade, daß man nicht weiß, ob die Niobe des Alterthums auch solch goldblondes Haar hatte — es müßte ihrem klassischen Gesicht nicht schlecht gestanden haben.

II.

Herr Karl Rödicke, der zeitweilige Besitzer des freundlichen Hauses in der Vorstadt, welches schon seit Generationen vom Vater auf den Sohn vererbte, war einer jener Beneidenswerthen, die sich nicht nur eines großen Bekanntenkreises, sondern auch der ungetheilten Liebe und Achtung desselben zu erfreuen haben. Wer kannte im Städtchen nicht den gemüthlichen Papa Rödicke, wer lachte nicht gern über seine harmlosen Scherze, die ihm stets auf der Zunge saßen? Seine unendliche Gutmüthigkeit, verbunden mit strenger Rechtschaffenheit, sein bis zur Selbstverleugnung gefälliges und dienstfertiges Wesen stempelten ihn zum wahren Biedermann. Hätte man ihn selbst aber gefragt, was er sei, man würde sicherlich die Antwort erhalten haben: „Ich bin ein Deutscher".

Ja, ein Deutscher war er denn auch mit Leib und Seele, einen glühenderen Patrioten hatte das Vaterland nicht aufzuweisen, einen treueren Unterthan besaß Kaiser Wilhelm nicht. Und als solle er für seine Liebe und Treue belohnt werden, hatte es der Zufall gefügt, daß er mit dem Kaiser zusammen Geburtstag hatte, worüber er sehr stolz und glücklich war. Natürlich war er selbst Soldat gewesen und als der letzte, der heilige Krieg gegen Frankreich ausbrach, da jammerte er genug, daß er zum Landsturm gehöre und nicht gleich mit könne. Wie grollte er, daß die ältesten Kinder Töchter waren und zu Hause bleiben mußten, während Alles begeistert hinauszog, den Erbfeind zu züchtigen, und am liebsten hätte er gesehen, wenn ein Amazonenkorps gebildet worden wäre, damit er doch durch seine Mädchen dem Vaterlande hätte nützen können. „Würde meine Klara nicht einen tüchtigen Offizier abgegeben haben?" pflegte er täglich zu wiederholen zum Aerger der zweiten Tochter Ida, welche dann stets gereizt fragte: „Und ich, Papa, welche Charge hättest Du mir denn zugetheilt?" worauf er gewöhnlich launig donnerte: „Die eines Unteroffiziers, Mädel, denn zum Lieutenant bist Du zu dumm."

Mit der Dummheit war es nun freilich nicht so schlimm, aber Papa Rödicke liebt es, mit grellen Farben aufzutragen. — Doch, wir eilen unserer Geschichte weit voraus, denn vorläufig sind wir noch zwei Jahre vor dem Kriege.

Es war am Abend des Tages, an dem wir Klara Rödicke und ihren Verlobten kennen gelernt. Die Familie hatte sich im Wohnzimmer zum Abendessen versammelt und Klara sprach eifrig mit einer zum Besuch anwesenden Freundin, der sie die Scene heut im Gärtchen zu erzählen schien.

„Papa!" rief sie jetzt über den Tisch hinüber, „was wollte denn der Fremde von Dir, der Dich im Hofe traf?"

„Ach", entgegnete der alte Herr bedächtig, „es ist ein Regimentsarzt, der seit einigen Tagen hierher versetzt ist, und er hatte ein sonderbares Anliegen. Bei einem Spaziergange hier vorüber gefiel ihm die Lage unseres Hauses, das, von blühenden Gärten umgeben, zum Gegenüber die unter Bäumen halb versteckte, alterthümliche Garnisonskirche hat und allerdings einladend genug aussieht. Er fragte nun höflichst an, ob ich ihm nicht ein paar Zimmer vermiethen wolle und wären ihm die Oberzimmer die liebsten, da er der sehr richtigen Ansicht ist, daß von dort aus eine wundervolle Aussicht sein müsse."

„Nicht übel!" meinte Klara, „der Herr beweist keinen schlechten Geschmack und an Schüchternheit scheint er auch gerade nicht zu leiden, denn von einem völlig Fremden ist das doch eine starke Zumuthung. Du hast ihn natürlich abgewiesen?"

„Nun, nun, ich konnte doch nicht so kurzweg Nein sagen, denn er war sehr höflich und obenein ist er doch immer Soldat. Auch wollte ich erst mit unserer Mama sprechen, deshalb bat ich ihn, wiederzukommen."

„Wozu ihn noch einmal bemühen — Mama wird ihm doch kein Zimmer überlassen, nicht wahr, Mamachen?"

Die Angeredete, eine noch jung aussehende Frau, deren

regelmäßiges Gesicht ehemals sehr schön gewesen sein mußte und noch immer einen guten Eindruck machte, sah die Tochter lächelnd an.

„Du sprichst sehr bestimmt, Klara; wenn ich es nun aber doch thäte? Und ich muß gestehen, ich verspüre große Lust dazu, denn ich liebe Geselligkeit und es könnte nicht schaden, wenn wir einen liebenswürdigen jungen Mann in unseren Kreis zögen, der etwas weniger schweigsam ist, als Nadwitz."

„Aber Mama", rief Ida, „erstens weißt Du nicht, ob sich der Fremde wird in unseren Kreis ziehen lassen, und zweitens ist es doch sehr die Frage, ob er liebenswürdig und unterhaltend ist."

„Du sprichst, wie Du es verstehst", versetzte die Mutter würdevoll. „Daß er sehr dankbar sein würde, wenn wir ihm Familienverkehr gestatteten, ist selbstverständlich und wie sein Wesen mir zusagt, werde ich ja sehen, wenn er wiederkommt."

„Ei, ei", scherzte ihr Gatte, „ich habe Dich im Verdacht, Minchen, daß Du im Stillen an Deine noch zu versorgenden Töchter denkst, wenn Du dem Herrn Zimmer überlassen willst. Hm, habe ich Recht?"

„Ich hoffe, meine Töchter werden in dieser Beziehung selbst für sich sorgen, das heißt, sie werden um ihrer selbst willen Männer bekommen, ohne daß ich deshalb Zimmer zu vermiethen brauchte. Du kennst mich ja und weißt, wie ich das — Kuppeln hasse."

Frau Rödicke sprach diese Worte indignirt und schnell beschwichtigte ihr Gatte: „Ja, ja, ich weiß! Du wirst doch wohl einen Scherz verstehen und ich überlasse in dieser Vermiethungsangelegenheit Alles Deinem Ermessen. Morgen kommt Doktor Ladenfels, um sich Bescheid zu holen; thue dann, was Dir gut scheint."

Damit war für ihn die Sache erledigt, nicht aber für die Töchter, welche sich jetzt zu einem wahren Sturm gegen die Mama vereinten.

„Mama", rief Ida, „Du wirst ihn doch nicht aufnehmen, wir brauchen in unserem gemüthlichen Kreise keinen Fremden, es würde dies nur störend sein."

„Und willst Du denn durchaus ein Zimmer abgeben", warf sich Klara dazwischen, „so überlasse ihm die Fremdenzimmer drüben, die ja doch selten benutzt werden, aber aus unserem Asyl, das Du selbst uns Mädchen eingeräumt, wirst Du uns doch nicht vertreiben wollen? Unsere liebe Oberstube mit der reizenden Fernsicht über die Gärten, die Kirche, über Fluß und Feld hinweg bis zum Saum des Waldes, dann rechts auf die Höhenzüge — wahrlich, wenn ich sie entbehren sollte, ich würde sicher krank!"

„In der That, Mamachen", eiferte Ida weiter, „wenn Du den Preis der Oberzimmer nach ihrem wirklichen Werth normiren wolltest, würden sie dem Herrn doch wohl zu theuer werden. Das landschaftliche Gemälde, das man von ihnen aus überblickt, ist namentlich seiner Mannigfaltigkeit wegen bewunderungswürdig, denn welch' reiche, lebensvolle Staffage zeigt das Bild. Und gar der Blick auf die Berge — und auf die zwei prachtvollen hohen Tannen, die gerade den Fenstern gegenüber am Fuß derselben emporragen — sie haben ja erst unlängst unsere schwärmerische Freundin hier zu einem ellenlangen Gedicht begeistert."

„Und das Schönste vergaßest Du, Ida", rief Klara, „nämlich daß die Zimmer nach Osten liegen und man über all dieser Herrlichkeit die Sonne aufgehen sehen kann."

Hier räusperte sich Papa Rödicke sehr vernehmlich.

„Ja", meinte er trocken, „ein Sonnenaufgang ist ein herrliches Schauspiel. Ihr habt es natürlich von Eurem Zimmer aus schon oft bewundert — nicht, Kinder?"

Alle lachten herzlich, verstanden sie doch gar zu gut diese kaustische Anspielung auf ihr spätes Aufstehen, um dessentwillen sie von der rührigen Hausfrau so oft gescholten wurden. Die Mutter aber meinte:

„Da Ihr die Zimmer so durch lange, begeisterte Reden verherrlicht, werde ich sie Euch schon lassen müssen — war doch stets meine Ansicht, daß Kinder, die ja unser Liebstes sind, auch von Allem unser Bestes haben sollten. Außerdem paßt es besser für einen Arzt, wenn er unten wohnt, es sieht respektabler aus, und konvenirt ihm das nicht, nun, so läßt er's einfach bleiben."

Dankend umringten die Kinder die gütige Mama, nur Klara flüsterte ihr leise zu:

„Wenn der Doktor wirklich zu uns zieht, wird es mit Nadwitz, der mich ohnehin mit seiner Eifersucht so plagt und mich deshalb wie mein Schatten verfolgt, vollends unerträglich sein. Berücksichtige dies, liebe Mama."

„Ach was", rief diese ärgerlich, „durch ihn werde ich mich doch nicht bestimmen lassen. Erst recht thue ich's jetzt, um ihm seine lächerliche Eifersucht in der Zeit abzugewöhnen. Er könnte sie sonst gar mit in die Ehe nehmen und Dir dadurch das Leben weidlich schwer machen."

Klara seufzte trostlos auf. Mit in die Ehe! War es denn möglich, daß sie mit diesem ungeliebten Mann wirklich das Bündniß für's Leben schließen sollte? (Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Mauser.

Am 13. Januar d. J. ist der Gewehrfabrikant Wilhelm Mauser zu Oberndorf am Neckar nach längerem Leiden gestorben. Still und bescheiden, wie er gelebt, ist er auch geschieden, und von dem Kreise seiner Arbeitsgenossen, aus dem er einst selbst hervorgegangen, in die stille Gruft hinabgelassen worden. Die „Allg. Ztg." widmet ihm einen Nekrolog, dem wir Folgendes entnehmen:

Wilhelm Mauser, der weit über die Grenzen Deutschlands bekannte Erfinder des Infanterie-Gewehres des Modells M/71, ist aus dem Arbeiterstande hervorgegangen. In demselben Orte, wo er jetzt die letzte Stätte gefunden hat, stand auch seine Wiege: am 2. Mai 1834 erblickte er zu Oberndorf am Neckar das Licht der Welt. Frühzeitig entwickelter Neigung folgend, wählte er das Handwerk des Schlossers zu seinem Lebensberufe, auf welchen ihn auch seine ganze Umgebung hinwies. Das malerisch am Neckar gelegene, rings von bewaldeten Bergen umgebene Städtchen Oberndorf zählt mit Stolz seit Jahren eine Gewehrfabrik zu seinen Hauptbesitzthümern; verbunden war damit ein Rohhammer nebst Bohr-, Schleif- und Polirwerk. Die Gewehrfabrik wurde auf Staatskosten geführt und mag früher in recht lebhaftem Betriebe gewesen sein; später, besonders in den sechziger Jahren, vereinsamte sie, um erst in neuerer Zeit wieder zu neuem Leben zu erwachen. Dort war es, wo der strebsame Knabe zum Jüngling heranreifte, der mit besonderer Vorliebe mit Gedanken der Gewehrtechnik sich beschäftigte. Frühzeitig kam er auf die Idee, neue Hinterladungssysteme zu erfinden und dadurch die Leistungen des bis dahin an der Spitze stehenden Dreyse'schen Zündnadelgewehrs womöglich noch zu übertreffen. Sein ganzes Dichten und Trachten ging dahin, die Gewehrkonstruktionen für den Militärgebrauch zu verbessern und zu vervollkommnen, wobei ihm sein Bruder Paul stets treulich zur Seite stand.

Schon im Jahre 1863 — also noch bevor der deutsch-dänische Krieg von 1864 die Vorzüge des Zündnadelgewehrs vor dem Vorderladungssystem klar gezeigt hatte — begannen die Gebrüder Mauser in Oberndorf Versuche mit Hinterladungsgewehren anzustellen. Ihr erstes Modell war ein Zündnadelgewehr mit österreichischem Kaliber 14 Mm. Das Gewehr hatte eine doppelt wirkende Feder, mittelst welcher die Nadel nach der Entzündung zurückging, einen beweglichen Schlußkopf und Selbstspannung; die Patrone war eine Papier-Patrone mit einem am hinteren Ende befindlichen kleinen Spiegel, welcher nebst der Aufnahme für die Zündpille auch zum Verschlusse des Gewehres beitragen sollte. Ein Jahr später stellten sie ein Gewehr her, das eine vertikal gehende Nadel besaß, die mittelst einer Einrichtung ähnlich einem einfachen Stecher die Patrone im Querdurchschnitt durchdrang und auf diese Weise die Entzündung herbeiführte.

Im Winter 1865 verfertigten die Gebrüder Mauser ein Gewehr, welches statt der Nadel mit einem starken Schlagstift versehen war; das Schloß hatte ebenfalls Zylinder-Verschluß nebst beweglichem Schlußkopf. Nur die Feder war eine andere:

dieſe flache Feder war im Hebel des Verſchluß-Zylinders angebracht, ſpannte ſich beim Verſchließen des Gewehrs und ſchleuderte den Schlagſtift, auf deſſen hinteres Ende ſie drückte, gegen die Patrone. Dieſe Patrone war von beſonderer Eigenthümlichkeit. Die Hülſe war aus ſtarkem Papier, ſo daß dasſelbe bei der Exploſion nicht verbrennen konnte; durch das Geſchoß ging ein Kanal für den Durchlaß des Feuers, und im hinteren Ende desſelben befand ſich die Zündmaſſe in einer kleinen kupfernen Hülſe, auf welche der Schlagſtift einwirkte; auch war am hinteren koniſchen Rande des Geſchoſſes ein dem Kaliber entſprechender Filz angebracht, welcher zur Reinigung des Laufes dienen ſollte. Es mußte alſo hier zuerſt ein Geſchoß eingeführt werden, alsdann kam die Patrone und zwar umgekehrt: voran die Pulverſäule, am hinteren Ende die Kugel; durch die Exploſion wurde das erſte Geſchoß aus dem Laufe getrieben, während das mit der Patrone eingeführte Geſchoß zurückblieb; durch Einführen der zweiten Patrone wurde letzteres Geſchoß wieder vorgeſchoben u. ſ. w., deshalb blieb nach Einſtellung des Feuers immer ein Geſchoß vor dem Schlußkopfe ſitzen und mußte durch den Entladeſtock entfernt werden. Die Schießreſultate waren bei dieſem Gewehr bis auf eine Diſtanz von 800 Schritten noch ziemlich befriedigend, allein das Geſchoß in ſeiner Herſtellung ſehr umſtändlich.

Da nun einmal im Schloßmechanismus der Schlagſtift (Schlagbolzen) gegeben war, ſo ſtellten die Gebrüder Mauſer eine neue Patrone mit Metallboden her. Dieſelbe war von Karton, hatte hinten einen kurzen metallenen Stiefel mit hohlem Rand, welcher die Zündmaſſe und den erforderlichen Amboß aufnahm; hier war nun im Schloſſe der Auszieher zur Bedingung geworden und auch am Schlußkopfe angebracht, eine weitere Vorrichtung in der Hülſe warf durch Zurückziehen des Zylinders die ausgezogene Patrone vollends aus. Auf dieſe Weiſe wurde ein würtembergiſches Infanteriegewehr mit öſterreichiſchem Kaliber 14 Millim. umgeändert; ſchon die mit demſelben angeſtellten Verſuche waren ſowohl in Bezug auf Treffſähigkeit und Feuergeſchwindigkeit, als auch auf Abſchluß der Gaſe recht befriedigend.

Dieſe Verſuche fielen in das Frühjahr 1866. Bald darauf brach der Krieg in Deutſchland aus, und nach Beendigung desſelben konnten die Gebrüder Mauſer ſich in Würtemberg keine Hoffnung auf die Verwerthung ihrer Erfindung machen, denn bekanntlich wurde nach dem Friedensſchluß das Zündnadelgewehr in den ſüddeutſchen Staaten eingeführt. Das neue Modell wurde nun dem Kriegsminiſterium in Wien vorgelegt, allein auch hier ohne Erfolg, da man ſich bereits für Annahme des Syſtems Wänzl zur Umänderung der Perkuſſionsgewehre entſchieden hatte.

Unter ſolchen Umſtänden, welche den Gebrüdern Mauſer in Deutſchland keine Ausſicht auf Annahme ihres neuen Gewehrſyſtems eröffneten und da auch die Oberndorfer Gewehrfabrik naturgemäß ihre Thätigkeit beſchränkte, entſchloſſen ſich die Brüder, Deutſchland zu verlaſſen, ſowohl um entſprechende Beſchäftigung zu finden, als auch die eigenen Erfindungen möglichſt zu verwerthen. Sie wandten ſich nach Lüttich, deſſen Waffenfabriken ſeit vielen Jahren europäiſchen Ruf genießen. Dort blieben ſie von Anfang 1867 bis Mitte 1869; doch gelang ihnen nur die erſte Abſicht, nicht die zweite. Sie kehrten ſodann nach Oberndorf zurück, und als der Krieg von 1870 ausbrach, erwarteten ſie mit Spannung, welche techniſche Veränderungen derſelbe namentlich auf dem Gebiet der Handfeuerwaffen nach ſich ziehen würde; denn, daß das Zündnadelgewehr ſeine beſten Dienſte 1864 und 1866 gethan hatte, war ihnen längſt klar geworden. Inzwiſchen waren die Gebrüder Mauſer in nähere Beziehungen zur Militärſchule zu Spandau getreten und zwar zunächſt durch die Umänderung eines Zündnadelgewehrs für Metallpatronen; ſie lieferten dann an jene Anſtalt ihre verbeſſerten Gewehre. Im November 1871 wurde hierauf Wilhelm Mauſer durch den damaligen Kriegsminiſter Grafen v. Roon nach Berlin berufen, um den behufs Einführung eines neuen Infanteriegewehrs bei dem Reichsheere angeordneten Schießverſuchen in Spandau beizuwohnen. Das von ihm vorgelegte Modell bewährte ſich hierbei nach jeder Richtung, kleinere gewünſchte Abänderungen des Mechanismus wurden theils unter Mitwirkung, theils durch die eigene Hand des Erfinders vorgenommen, und ſo wurde denn noch im Jahre 1871 das Gewehr als deutſche Reichswaffe unter dem Namen „Infanteriegewehr M/71“ in Berlin gut geheißen und ſeine Einführung anbefohlen.

Nachdem nun die Wahl des neuen Infanteriegewehres endgiltig getroffen war, gingen die Gebrüder Mauſer rüſtig an's Werk, um auch bei deſſen maſſenhafter Herſtellung mitzuwirken. Hierzu erſchien ihnen der Beſitz einer eigenen Gewehrfabrik äußerſt wünſchenswerth und dazu bot ſich bald eine günſtige Gelegenheit. Sie erwarben käuflich 1874 die frühere königliche Fabrik zu Oberndorf und ſahen ſich nun als unumſchränkte Herren einer techniſchen Anſtalt, „Gebrüder Mauſer & Comp.“, in welcher ſie ſelbſt „von der Pike auf“ gedient hatten. An die Erwerbung dieſer Fabrik knüpfte ſich zugleich die für die neuen Beſitzer vortheilhafte Bedingung, 100,000 Gewehre M/71 an das Königreich Würtemberg zu liefern. Später kamen größere Aufträge hinzu, welche die Lieferung von Waffenbeſtandtheilen des Reichsgewehrs nach Preußen und Bayern zum Zweck hatten, ſo daß ſehr bald das rührigſte Leben ſich wieder in den Oberndorfer Fabrikgebäuden entfaltete. An 500 Arbeiter ſind dort ſeit dem Jahre 1874 bis 1880 fortwährend thätig geweſen, um für die Wehrfähigkeit des deutſchen Reiches zu wirken, und dieſe Zahl iſt im verfloſſenen Jahre noch weſentlich vermehrt worden.

Während um ihn herum das regſte Leben ſich entfaltete, war auch Wilhelm Mauſer nicht unthätig, um ſeinem niemals roſtenden Geiſte neue Probleme zu ſtellen. Er verbeſſerte in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder Paul den Schloßmechanismus des Infanteriegewehrs, er ſtellte eine Mauſer-Piſtole und einen Mauſer-Revolver her, endlich erfand und konſtruirte er ein neues Repetir-Gewehr. Gerade dieſes letztere dürfte berufen ſein, noch eine große Rolle in der Bewaffnung der deutſchen Infanterie zu ſpielen.

Zu Anfang des vorigen Jahres hatten die Gebrüder Mauſer die Freude, zu erfahren, daß ihr Gewehrſyſtem auch außerhalb Deutſchlands thatſächliche Anerkennung fand. Die ſerbiſche Regierung ſchloß mit denſelben einen Vertrag zur Lieferung von 120,000 Gewehren des modifizirten Syſtems Mauſer-Milanovic ab; eine natürliche Folge war die Vermehrung des regen Lebens der Oberndorfer Fabrik. Leider hatte ſich der Geſundheitszuſtand Wilhelm Mauſer's inzwiſchen ſehr bedenklich geſtaltet. Noch einmal, bei Gelegenheit der im Sommer 1881 zu Stuttgart veranſtalteten ſchwäbiſchen Induſtrieausſtellung, raffte er ſich auf, um perſönlich die Erzeugniſſe der Oberndorfer Waffenfabrik in einer geſchmackvollen Auswahl und Anordnung ſeinem engeren Vaterlande vorzuführen. Dort erlebte er noch im September 1881 die beſondere Auszeichnung, dem Kaiſer Wilhelm, der zum Beſuch der königlichen Familie von Baden-Baden nach Stuttgart gekommen war, in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder Paul die eigenen Waffen erklären zu dürfen und manches anerkennende Wort des allerhöchſten Kriegsherrn zu hören. Auch wurden die Gebrüder Mauſer für ihre Ausſtellungsgegenſtände durch die höchſte Auszeichnung, die goldene Medaille, geehrt, nachdem ſie ſchon vorher auf den Weltausſtellungen zu Sydney (1879) und Melbourne (1880) erſte Preiſe erlangt hatten.

Krank war Wilhelm Mauſer nach Stuttgart gekommen, ſchwer krank kehrte er in ſeine Heimathſtadt zurück, die er nun nicht mehr lebend verlaſſen ſollte. Am Nachmittag des 13. Januar erloſch ſein Lebenslicht. Eine bedeutende, ſtrebſame techniſche Kraft, ein braver, guter Menſch in der Vollkraft des Schaffens — noch nicht 48 Jahre alt — hatte die irdiſche Laufbahn beendet.

Ueberblicken wir das Leben des Verſtorbenen, ſo finden wir, daß es manche Aehnlichkeit mit dem ſeines 1867 aus dieſem Leben abberufenen Vorgängers Nikolaus v. Dreyſe aufweiſt. Beide waren aus dem Arbeiterſtande hervorgegangen und hatten ſich nach Ueberwindung großer Hinderniſſe in die Höhe gearbeitet. Faſt ohne Geldmittel als Fabrikarbeiter den Tag hindurch auf eine angeſtrengte Beſchäftigung angewieſen, um für die Lebensbedürfniſſe zu ſorgen, hatten ſie zu ihren Verſuchen nur eine ſpärliche Zeit außer den Arbeitsſtunden übrig; die durch die größte Sparſamkeit zurückgelegten Mittel wurden immer wieder zu neuen Verſuchen verwendet. Endlich kam dann auch die äußere Anerkennung. Mit dem Namen beider Männer wird die Bewaffnung des deutſchen Reichsheeres ſtets verbunden bleiben.

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röſtel.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (E. Röſtel) in Poſen.